

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 9 (1905-1906)
Heft: 2

Artikel: Wie ich zu 'ner Frau kam
Autor: Reuter, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Herbst.

Der du die Blätter färbst,
Sonniger, milder Herbst,
Schöner als Rosenblühn,
Dünkt mir dein sanftes Glühn.

Nimmermehr Sturm und Drang,
Nimmermehr Sehnsuchtsklang,
Leise nur atmest du
Tiefer Erfüllung Ruh!

Aber vernehmbar auch
Mahnet ein sanfter Hauch,
Der durch die Blätter weht,
Daß es zu Ende geht.

Ferdinand von Saar.

Wie ich zu 'ner Frau kam.

Von Fritz Reuter.

Vör de Hochzeit mößt du s' wenn'n,
Nah de Hochzeit is 't tau Emm'.*

Ich war mit der Zeit ein alter Knabe geworden, ich war in der Welt herumgeworfen worden, hierhin und dorthin, ich hatte meinen Kopf manchmal auf ein weiches Pfühl gelegt und manchmal auf ein Bund Erbsenstroh; aber als ich älter wurde, gefiel mir das Erbsenstroh lange nicht mehr so gut wie in meinen zwanziger Jahren, denn wer in seinen Kinderjahren gerne gelbe Wurzeln ißt, verschmäht darum in seinem Alter keinen Gänsebraten. — Die Leute sagten: „Heiraten!“ und ich sagte: „Bedenken!“ — Und ging um den heiligen Ehestand herum wie der Fuchs um die Gänsebrat und dachte: „Haben möchtest du wohl eine! Herein kommst du auch wohl! Aber wenn du sie dir erst aufgesackt hast, kommst du dann auch wieder heraus?“ — Wenn ich dann aber wieder an des Gastwirts ewigen Schweine- und Hammelbraten dachte, und daß es in meiner Stube aussah, wie auf der lieben Gotteserde vor dem ersten Schöpfungstag, und daß mir der eine alte sakramentsche Knopf immer abriß, dann sagte ich: Heiraten! Und dann sagten die dummen Leute wieder: Bedenken! So saß ich denn immer wieder zwischen Baum und Borke, und die bedenklichen Jahre fingen schon an mir grau über den Kopf zu wachsen, da stehe ich einmal am Ofen und habe mir eine Pfeife Tabak angezündet und gucke ins Wetter.

Der Schnee sinkt so sachte vom Himmel herunter, draußen ist es so still, kein Wagen ist zu hören, nur in der Ferne klingelt ein Schlitten, und mir wird gar so einsam zu Mute, und dazu ist es heiliger Christabend. Wie ich noch so stehe und gedankenlos durch die Fensterscheiben sehe, zieht mein Schuster

* Vor der Hochzeit mußt du sie gewöhnen; nach der Hochzeit ist's zu Ende. Sprichwort.

Einjener mit einem Handschlitten voll Holz vor seine Thür, das er sich im Stadtholz gesammelt hat, und oben auf dem Schlitten liegt ein grüner Tannenbusch. „Nun sieh den Kerl!“ sag ich. „Er soll mir das andere Paar Stiefel machen, und er karriolt zu Holze! Hühneraugen hat er mir schon angeschustert — ich lasse bei dem Kerl nicht länger arbeiten!“ So stehe ich noch eine Weile, und da schauert es mir durch die Glieder und grauselt mir den Rücken herunter, und ich sage zu mir: „Natürlich! Ein Schnupfen, ein tüchtiger Schnupfen! Und warum auch nicht? Die Stiefel sind entzwei, und mit der Wolle, die ich der Frau Bütow gegeben habe, stopft sie ihre eigenen Strümpfe, und meine haben keinen Boden. Alles in der Welt geht natürlich zu.“ — So stehe ich, bis es dunkel wird, und als ich Licht anzünden will, kann ich das Feuerzeug nicht finden, und als ich's gefunden habe, will die Lampe nicht brennen: Frau Bütow hat den Docht nicht gepuzt. Und als ich das Ding kümmerlich in Zug gebracht habe, geht mir die Lampe schnubbs vor der Nase aus: Frau Bütow hat kein Öl aufgegossen. In solchen Umständen ist es schön, wenn gleich jemand zur Hand ist, den man tüchtig ausschelten kann; ich hatte aber niemanden zur Hand, und was sollte ich tun? Ich sah also wieder aus dem Fenster.

Bei den Schustersleuten war es hell geworden, und in der Stube war's ein rüstiges Leben und ein Jauchzen; aber sehen konnte ich nichts, denn die Gardinen waren zugezogen. „Nun guck den Schuster!“ sagte ich; „ordentlich Gardinen!“ — Ich hatte keine Gardinen, Frau Bütow verstand sich nicht auf Gardinen; sie hatte mir in der ersten Zeit mal welche angesteckt, die sahen aus wie „unten nichts und oben nichts“, und ich hatte sie abgerissen, als mich die Leute fragten, ob ich an meinem Fenster Kinderhemden trocknen ließe. Natürlich ärgerte ich mich denn nun über den Schuster: der Kerl machte mir meine Stiefel nicht und wollte leben wie ein Graf, und ich saß im Dunkeln ohne Gardinen und mit einem Schnupfen im Leibe. Da mache ich mich auf die Beine und gehe über die Straße und denke: „Wart! Sollst dem Kerl einen tüchtigen Zopf machen!“ Als ich in die Stube hereinkam, stand ein Tannenbaum auf dem Tisch, und Lichter brannten daran, und des Schusters Kötling und Krischäning hatten eine Flöte und eine Trompete und machten Musik dazu, und das Jauchzen und Kreischen besorgte des Schusters kleines Mariechen, die mit den Händen nach den Lichtern griff und mit den Beinen auf ihrer Mutter Schoß herumstrampelte, denn sie konnte noch nicht laufen. Die Schustersfrau hatte das Spinnrad beiseite gesetzt, sich eine reine Schürze vorgebunden, ihr Sonntagstuch umgeschlagen und ein Sonntagsgesicht aufgesetzt, lachte die Kinder an und wischte der kleinen Marie den Mund ab, wenn sie mit den Pfeffernüssen allzusehr vorbeifuhr. Der Schuster hatte ein Stück Planleinwand über die Werkstätte gedeckt, hatte sich Pantoffeln angezogen und saß nun mit einer langen Pfeife am Ofen und leistete sich einen Krug Bier.

Na, hier konnte doch keiner mit Schelten hereinkommen. Ich sagte also nur guten Abend, und ich hätte doch mal zusehen wollen, was die Luft hier wohl zu bedeuten hätte. Na, nun wurde mir denn alles gezeigt, die Pfeffernüsse und die Äpfel, die bunten Bohnenkränze und die Hagebuttenkränze, die sieben Semmelpuppen und die eine Zuckerpuppe, die ganz oben im Tannenbaum hing. „Ist zerbrechliche Ware“, sagte der Schuster, „drei Jahre haben wir sie nun glücklich durchgebracht, bis auf den Schwanz von dem Husarenpferd, den hat Krischäning mal abgebissen, als Mutter mal nicht recht Obacht gab. — Ja, dich meine ich“, setzte er hinzu und drohte dem Jungen mit dem

Finger. — „Ich will doch lieber nicht von ihm weggehen mit meiner Arbeit“, sagte ich zu mir, und mir war ganz erträglich zu Mute, obchon ich die niederträchtigsten Kopfschmerzen hatte. Doch als Schuster Vinsener mir das Haupt- und Tafelstück zeigte und erklärte — es waren Adam und Eva, vor dem Sündenfall, schön in Semmelteig ausgeknetet und mit Eiern und Safran gelb angemalt — und als die beiden kleinen Vinseners sich rechts und links von unsern ehrwürdigen Stammeltern hinstellten und zu tuten und trompeten anfangen, da wurde mir nachgerade so zu Mute, wie wenn der alte Rademacher Langkass mir mit seinem stumpfen Bohrer immer pianoforte pianoforte in den Kopf bohrte, daß es pfiff und knirschte, und mich dabei fragte, ob es nicht schön ginge? — Der Schuster mochte mir ansehen, daß mir eine Krankheit in den Gliedern steckte, denn als seine beiden kleinen Cherubim mich richtig aus seinem Paradies heraustrompetet hatten, ging er mit mir hinüber und wollte mir Licht anmachen und fragte, wo ich die Schwefelhölzer hätte? „Ich habe alles“, sagte ich, „aber nur unser Herrgott und Frau Bütow wissen, wo es zu finden ist.“ — Der Schuster half mir aus den Stiefeln und sagte: „Masse Füße! Und ich habe Ihnen die anderen Stiefel nicht fertig gemacht!“ — half mir zu Bett und sagte: „Warten Sie nur, meine Frau soll 'rüberkommen und soll Ihnen Tee kochen.“ — Das geschah denn auch; aber was in den nächsten vierzehn Tagen mit mir vorgegangen ist, davon weiß ich nicht viel zu erzählen.

Ich lag in einem schweren Traum. Mir war, wie wenn meine ganze Stube von brennenden Tannenbäumen leuchtete, und an jedem hinge eine wunderschöne Semmelpuppe mit Adam und Eva und dem ganzen Paradiese, und wenn ich darauf losging und die Hand danach ausstreckte, dann hatte ich einen zerrissenen Stiefel in der Hand und einen Strumpf ohne Boden, und Krischänning und Körling standen zwischen mir und der Heilchristbescherung und flöteten und tüteten, daß es mir durch den Kopf flirrte und knirschte, und die tausend Lichter tanzten vor meinen Augen, und wenn ich dann rief: „Laßt mich doch! Laßt mich doch! Ich will ja auch wieder bei eurem Vater machen lassen!“ — und dann die Hand wieder nach der schönen Semmelpuppe ausstreckte, dann trieben sie mich wieder zurück und trompeteten mir in die Ohren:

Stiefelmachen! Stiefelmachen!
Kommst uns recht mit 'Stiefelmachen'!
Für 'ne Junggesellenbrust
Gibt es keine Weihnachtslust!

Dann fing der alte rotglasierte Topf, der an meinem Kopfende stand, mit seinem ganzen breiten blanken Gesicht zu lachen an, und in der ganzen Stube liefen lauter zerrissene Stiefel herum, die alle die Zunge ausstreckten; und Schuster Vinsener griff sie sich, einen nach dem andern, und zog sie alle auf ein Band und hängte sie mir statt Gardinen ans Fenster. — An meinem Fußende da sägten zwei immer umschichtig Holz; der eine, der sägte immer ganz feines Kaffeeholz, und der andere arbeitete in Eichenknästen herum, und wenn das Kaffeeholz gesägt wurde, dann tanzte Frau Bütows Nachtmütze vor meinen Augen immer auf und nieder, auf und nieder — und wenn in Eichenknästen gearbeitet wurde, dann war mir's vor den Augen, als stände eine große schöne Erdbeere in einem grünen Gehölz, und wenn ich genauer zusah, dann war's meines Onkels Matthias rote Nase, die aus meinem grünen Fußsack herausah.

Na, einmal in der Nacht, als wieder stark in den Eichenknästen gearbeitet wurde, da wurde mir so zu Mute, als käme ich aus dem Dunkeln ins Helle;

ich griff um mich, wo ich wäre: ich lag im Bett, die Nachtlampe brannte düster, und in dem Lehnstuhl mit den großen Polsterbacken lag wirklich mein Onkel Matthias bis unter die Nase in meinem grünen Fußsack und schnarchte ganz fürchterlich. — „Onkel Matthias“, rief ich. — Zuerst hörte er nicht, schließlich aber ermunterte er sich und rieb sich die Augen. „Onkel Matthias“, fragte ich, „wo ist Schuster Linsener?“ — „Junge“, sagte mein Onkel — denn er nannte mich noch immer Junge, ungefähr mit ebensoviel Recht, wie der alte Nachbar Hamann immer noch sein zweiundzwanzigjähriges Vorbeipferd „das Fohlen“ nannte. — „Junge, fängst du mir schon wieder an? Was hast du mit Schuster Linsener? Der Mann, der tut dir nichts.“ — „Onkel“, sagte ich, als er sich wieder schön zurechtlegte, um das Sägegeschäft weiter zu besorgen, „ist das wahr, oder hat es mir geträumt, haben wir alten Junggesellen keinen Teil an den Tannenbäumen?“ — „Dummer Schnack!“ sagte Onkel Matthias, „lieg still!“ — „Ich bin wohl sehr krank gewesen?“ fragte ich. — „Das weiß Gott“, sagte mein Onkel und kroch aus dem Fußsack und nahm das Licht und leuchtete mir in die Augen. „Aber wirklich, wirklich! Ich glaube, du bist damit durch, denn dein Aussehen, mein klein Jüngling“, — und dabei streichelte er mich — „ist ganz anders geworden. Kannst du denn nun wirklich sehen, daß ich dein Onkel Matthias bin, und daß dies meine Nase ist und keine Erdbeere? Und willst du das Erdbeerpflücken nun nachgerade sein lassen? Denn du bist mir vergangene Nacht zweimal eklich in das Gesicht hineingefahren, als ich ein bißchen eingeduselt war.“ — Ich versprach, mich nun besser zusammenzunehmen, denn ich wäre nun wieder vernünftig.

Und so war's denn auch; die Krankheit war zu Ende, aber meine Not ging jetzt erst an. Ich war so mürbe und so gliederweich, daß ich mich nicht rühren konnte, und wenn ich die Augen mal aufschlug, dann stand Frau Büttow vor mir und hatte den rotglasierten Topf in der einen Hand und den Löffel in der anderen, und Futterte und propfte mich mit einer Krankensuppe, die so steif war wie Buchbinderkleister und auch so schmeckte, und sagte dann: „Essen Sie! Essen Sie doch! Wenn Sie nicht essen, werden Sie nicht wieder besser.“ Und bei all dieser Qual machte das alte gutmütige Gestell zu ihrem Kleistertopf noch so ein mitleidiges Gesicht, daß ich überhappsen mußte, ich mochte wollen oder nicht.

Jedes Ding hat ein Ende, und 'ne Wurst hat ihrer zwei. Ich kam aus dem Bett heraus und saß dann stundenlang mit meinem Onkel Matthias zusammen und erzählte mir was mit ihm. „Onkel“, sagte ich mal, denn mir lag der Traum von den Tannenbäumen und den alten Junggesellen noch im Kopf. „Onkel, wir hätten eigentlich beide freien müssen.“ — „Dummer Schnack!“ sagte mein Onkel, „meinst du, ich hätte als österreichischer Wachtmeister von anno dreizehn in kaiserlich-königlichen Staaten 'ne kleine ungarische Husarenzucht anlegen sollen?“ — „Das nicht“, sagte ich, „ich rede auch eigentlich nur von mir. Sieh mal, ich denke so: wenn ich 'ne Frau hätte — das heißt, 'ne ordentliche Frau und 'ne gute Frau und 'ne — kleine nette Frau, und du zögest dann zu uns . . .“ — „Und sollte dann Kinder warten? Danke vielmals!“ sagte mein Onkel Matthias. — „So ist das nicht gemeint“, sage ich. „Aber heiraten tu ich, denn Frau Büttows Pflege in der letzten Krankheit . . .“ — „Mich dünkt“, fällt er mir ins Wort, „du bist gut genug gepflegt; ich selber . . .“ — „Ich rede nur nicht“, sag ich, „du hast dein Mögliches getan; aber — 'ne Frau . . .“ — „Na, bist du denn schon einer gewissen auf der Spur?“ fragt mein Onkel. — „Ich weiß wohl eine.“ — „Na, will sie dich

denn auch?" — „Das weiß ich noch nicht." — „Ist wohl so eine recht stattliche?" fragt er und blinzelt mit dem einen Auge. — „Das nicht", sagte ich. — „Dann ist sie wohl schon lange aus den soldatenpflichtigen Jahren?" fragt er weiter und blinzelt wieder. — „Auch das nicht", sage ich. „Aber du kannst sie dir ja mal ansehen — ich kann leider Gottes nicht mit — sie geht jeden Nachmittag vor dem Thor nach der Mühle zu spazieren, so zwischen drei und vier, und verfehlen kannst du sie nicht, denn sie ist die hübscheste von allen, die da gehen." — „Natürlich!" sagt mein Onkel. — „Und hat eine Troddel an dem Mantel und einen kleinen Jungen an der Hand", setzte ich hinzu. — „Heiratest du das Kind mit?" fragt mein Onkel. — „Was fällt dir ein?" fahr ich empor. „Das ist ihr Schwesterkind." — „Gott bewahre uns!" sagt mein Onkel, „ereifere dich doch nicht! Was weiß ich davon? Für meinestwegen kann sie ja eine Wittfrau sein. Na, ansehen will ich sie mir denn doch!" und damit geht er.

Nachmittags, so gegen fünf, kommt er wieder, heizt sich eine Pfeife an, setzt sich nieder und sagt gar nichts. Dies ärgert mich denn nun natürlich, und ich sage auch nichts. Wir rauchten nun beide wie Backöfen; aber ich war denn doch zu neugierig, stand auf, stellte mich so, daß er mir mit seinem alten blinzelnenden Gesicht nicht in die Augen sehen konnte, und fragte: „Bist du vor dem Thor gewesen?" — „Das bin ich", sagt er. — „Na?" frag' ich. — „Ja", sagt er. — „Hast du sie gesehen?" frag ich. — „Habe sie gesehen", sagt er, „und habe auch mit ihr gesprochen." — „Plagt dich der Ruckuck?" sag' ich und drehe mich um. „Was hast du mit ihr zu sprechen? Ich selbst habe ja noch nicht einmal mit ihr geredet." — „Gerade darum!" sagt er; „denn einer von uns muß ja doch anfangen, und ich werde ja doch wohl mit der Braut meines Schwestersohnes reden können?" — „So weit sind wir noch lange nicht!" — „Was nicht ist, kann ja doch noch werden", sagt er und setzt sich in den alten Lehnstuhl weiter zurück und streckt die Beine vor wie siehst mich wohl. — „Ich will dir's erzählen", sagt er: „Wie ich so den Weg entlang ging, kam sie hinter mir, und ich stellte mich hin und sah sie an, denn sie hatte einen kleinen Jungen an der Hand; die Troddel konnte ich nicht sehen, weil die ihr über den Rücken herunterhing." — „Ich kann's mir denken", sagte ich, „du hast sie wohl schnurrig angesehen?" — „Wenn ich was ansehen will, dann reiße ich die Augen auf", sagt mein Onkel, „und das tat ich, und sie schlug ihre Augen so nieder — mit so einem Ruck, wie wenn sie abends ihre Gardinen an der Bettstelle zusammenziehen wollte, und als sie vorbei war, sah ich auch die Troddel." — „Du magst sie schön angesehen haben", sag' ich. — „Das hab' ich, aber das dicke Ende kommt nach." — „Na, hat sie dir denn gefallen?" fragte ich. — „Jh, ja! Sie hat mehrere Tugenden an sich, die mir wohl zusagen: Erstens hat sie sich nicht viel um den Kopf herumgesteckt, und zweitens legt sie nicht mit ihren Kleidern die Straße ab, und das sind ein paar Tugenden, mein Sohn, die mehr besagen, als man gewöhnlich denkt; denn die so viel auf dem Kopf haben, haben meist nicht so viel darin, und die mit den langen Kleidern haben alle schiefe Beine, oder was noch schlimmer ist, ihr Fußzeug ist nicht in Ordnung. Mein Sohn, bei Frauensleuten und bei Pferden mußt du immer zuerst nach den Beinen sehen; ist das Gangwerk adrett, ist der Beinsatz in Ordnung, und ist das Fußgeschirr sauber, dann kannst du auf Fleiß, auf Ordnung und Reinlichkeit rechnen." — „Also du meinst . . .?" fragte ich. — „Ich meine gar nichts", fiel er mir in die Rede. „Laß mich erst erzählen, was mir weiter passiert ist. Als sie nun so vor mir her nach

der Mühle zu ging, und ich hinter ihr, da mußte ich wirklich zu mir sagen: „Wahrhaftig! Du machst dich ja recht niedlich zum Hanswurst! Du drehst wohl ein bißchen mit dem Kopf; aber das schadet nicht! Denn, warum soll sie nicht mit dem Kopf drehen, dafür ist sie ja ein Frauenzimmer; aber — gedenke ich so bei mir — die Rede! Das ist die Hauptsache! Du sollst doch mit ihr ein unschuldiges Gespräch anspinnen!“ Als sie also wieder zurückkam, stellte ich mich mit dem Rücken gegen einen Baum und tue so, wie wenn ich mein Pfeifengeschirr in Gang bringen will, und als sie nun so etwa fünf Schritt von mir ist, da ziehe ich Stahl und Stein aus der Tasche und reiße bei der Gelegenheit für einen Taler kleines Geld mit heraus — Junge, merkst du? Alles mit Absicht! — daß die Zweigroschenstücke so über den gefrorenen Fußsteig herüberklappern. Nun bückte ich mich und schnaufte dabei recht gefährlich, als würde mir das Auffammeln sehr sauer, und als sie dies sah, sagte sie richtig zu dem kleinen Jüngelchen, er sollte mir sammeln helfen, und sie sammelte auch mit — und das wollte ich nur. Ich bedankte mich nun, und wir kamen in eine Unterhaltung und gingen zusammen bis ans Thor.“ — „Was redetet Ihr denn?“ — „O, nichts von Bedeutung. Ich sagte, ich wäre dein Onkel, und ob sie dich nicht kannte; du liefst hier auch immer auf und nieder; da sagte sie, sie hätte nicht das Vergnügen — ‚Vergnügen‘ sagte sie —; darauf fragte ich, ob sie nicht einen jungen Menschen hier hätte gehen sehen mit einem gelbgrauen Hut und einem gelbgrauen Überzieher und gelbgrauen Hosen und gelbgrauem Haar? — Nein, sagte sie; einen ältlichen Herrn in solcher Kleidung hätte sie wohl gesehen. Na, sagte ich, der ältliche Herr wäre der junge Mensch, von dem ich geredet hätte! das wärest du. Da sprang das kleine Jüngelchen so an ihr in die Höhe und sagte: ‚Tante, das ist der Herr, von dem du immer sagst, er sähe aus wie eine Reihensammel, die in Milch getaucht ist.‘ — Da wurde sie feuerrot, und ich mußte laut herauslachen und sagte: „Ja, das wärest du.“

Ich wurde nun auch feuerrot, denn dieser Schnack mußte mich denn doch ärgern, und sagte zu meinem Onkel: „Wenn du weiter nichts gewollt hättest, als dein Schwesterkind vor den Leuten lächerlich machen, dann hättest du auch lieber zu Hause bleiben können.“ — „Das hätte ich“, sagte er; „aber ich wollte noch weiter etwas: ich wollte gerne wissen, ob sie dich wohl nähme?“ — „Lieber Gott!“ sagte ich; „du hast doch nicht gefragt?“ — „Junge“, sagt mein Onkel und raucht, wie wenn ein kleiner Mann backt, „wenn ich eine Sache in die Hand nehme, dann gründlich! — aber fein! Ich fragte sie also, ob sie wohl wüßte, was du wärest? — Nein, sagte sie, du wärest vielleicht ein Doktor? — ‚Bewahre uns!‘ sag’ ich, ‚wie käme er dazu?‘ — ‚Ein Advokat?‘ — ‚Auch das nicht.‘ — ‚Na, dies und das?‘ und sie riet nun herum bis zu einem Rat hinauf und bis zu einem Barbier herunter; ich schüttelte aber immer mit dem Kopf und sagte zu ihr: ‚Das raten Sie doch nicht! Er ist höchstens gar nichts.‘ — Das schien ihr denn allerdings ein bißchen wenig, und sie meinte nun: du würdest dann also wohl von deinem Geld leben. — ‚Ja‘, sagte ich; ‚in gewisser Art haben Sie recht; zu diesem Geschäft hat er von Jugend auf die meiste Lust gehabt, aber daß er dabei eine Anstellung bekommen hat, kann ich nicht eben sagen. Er ist nun auf einen anderen Stand verfallen.‘ — ‚Auf was für einen?‘ fragte sie. — ‚Auf den Ehestand‘, sagte ich und fragte zugleich, was sie dazu meinte. Vorher hatte ich aber schon zu mir gesagt: wird sie bei dieser Frage blaß, dann mag sie ihn nicht leiden, wird sie rot, dann nimmt sie ihn. — Sie wurde denn nun richtig über und

über rot und bückte sich und nestelte an dem Hut des kleinen Jungen herum, und als sie sich wieder aufrichtete, sah sie mich so von oben herunter an, machte mit einer halben Wendung eine Art von Knix und weg war sie! Und die Frage, die ich, für meine Person, ihr noch vorlegen wollte, die kam gar nicht aufs Brett.“ — „Das wird auch eine schöne Frage gewesen sein!“ sage ich und heiße vor Ärger den Knopf von der Pfeifenspitze. — „O nein!“ sagt mein Onkel, „ich wollte sie bloß fragen, ob sie gut Fische kochen könnte; dann wollte ich zu euch ziehen.“ Und dabei sah der alte Bursch so aus, so wichtig und so ernst, als ginge meine Freierei ihn mehr an als mich selber. Doch, es sollte noch ein ganz Teil närrischer kommen.

In den nächsten Tagen, als ich schon ein bißchen herumstümpern konnte, ging ich nun absichtlich nicht nach der Mühle zu, denn es war mir genierlich, ihr vor die Augen zu kommen. „Sollst ein bißchen auf den See aufs Eis gehen“, denke ich, „und das Schlittschuhlaufen und Schlittensfahren ansehen.“ — Das tu ich denn nun auch, und als ich an die Bude herankomme, wo Bier und Brantwein und Punsch und Grog verkauft wird, gehe ich ein bißchen näher heran und sehe gerade, wie mein Onkel Matthias ein Achtgroschenstück auf den Tisch legt und für vier Groschen Kuchen und für vier Groschen Punsch fordert. Na, dies fiel mir denn nun sehr auf, denn er trank lieber ein Glas Grog als Punsch, und Kuchen nahm er gar nicht in den Mund. „Na, was dies wohl heißt?“ denk ich, „er wird wohl Kinder traktieren.“ — Aber nein! Ohne daß er mich bemerkte, ging er mit seinem Berg Kuchen und mit seinem Glas voll Punsch auf einen Schlitten los, worin eine Dame mit einem grünen Schleier saß, und beugt sich mit dem Leibe vorne und hinten über, als wollte er sich das Kreuz verrenken, und kratzt mit den Beinen so sonderbar auf dem Eise herum, daß ich denke, der alte Mann verliert das Gleichgewicht, und schon auf ihn lospringen und ihm unter die Arme greifen will; da schlägt die Dame den Schleier zurück, und was sehe ich? Meinen lieben Schatz und meinen süßen Augentrost! Und zu Mute wurde mir, als hätte mir einer rechts und links ein paar Maulschellen gegeben. — „Das weiß der Kuckuck“, sage ich, „der Alte verdirbt mir die ganze Freierei in Grund und Boden!“ — und gehe so falsch, wie einer nur werden kann, nach Hause.

Hier sitz' ich nun im Dunkeln und ärgere mich innerlich; da geht die Thür auf, und mein Onkel kommt herein. „Guten Abend!“ sagt er; „was sitzt du hier im Dunkeln? mache Licht an!“ — Dies ist das einzige Mal in meinem Leben gewesen, daß ich meinem Mutterbruder nicht die Tageszeit geboten habe; ich stand aber auf und machte Licht an, und sah so sauer aus, wie ein gesalzener Hering, der vierzehn Tage in Essig gelegen hat. — „Was fehlt dir?“ fragt er. — „Nichts!“ sage ich kurz, denke aber: 's ist dein Mutterbruder — und setze hinzu: „Ich bin nicht auf dem Damm!“ — „Ich sehe“, sagte er und dabei sah er so munter aus, wie ein alter Esel, der vierzehn Tage bei lauter Hafer im Stall gestanden hat. „Habe wieder mit ihr gesprochen“, sagt er. — „Meinetwegen“, sagte ich. — „Wie soll ich das verstehen?“ fragt er und macht ein ernsthaftes Gesicht. — „Ich bin mit dem Traum durch“, sage ich. — „Du willst nicht?“ fragt er und legt seine beiden Arme auf die Lehne des Lehnstuhls und sieht mit der Nase darüber weg, mir scharf ins Gesicht; „ich habe die Sache eingefädelt — so fein, so fein! daß es einen Hund jammern könnte, wenn nichts daraus würde — und nun willst du nicht?“ — „Nein“, sage ich, „Onkel, ich will nicht. Meinst du, ich soll dich den Rahm abnehmen lassen und mich mit der sauren Milch begnügen? Denn darüber

sind sie sich alle einig — sieh hier: Amalie Schoppe, geborene Weise, und Elise von Hohenhausen, geborene von Dchs, und alle die anderen, die über dies Verhältniß geschrieben haben: das Schönste bei der Freierei ist der Verkehr von Brautleuten vor der Hochzeit, und den Verkehr reißeß du an dich und ich soll zusehen, wie du meine Braut mit Punsch und Kuchen traktierst?" — Mein Onkel nimmt die geborene Weise und die geborene von Dchs, und wirft sie in die Sofaecke, und stellt sich vor mich hin und sagt: „Ich frage dich zum letzten: willst du das Mädchen heiraten oder nicht?" — „Ne“, sage ich. — „Na“, sagt er und sieht mich lange an mit so einem feierlichen Gesicht, als hätte er eben sein Testament gemacht und wollte nun noch seinen Namen unterschreiben, „na, das Mädchen soll durch mich nicht zu Schaden kommen, dann heirate ich sie.“ Und damit geht er stolz aus der Thür.

Na, dies war denn nun mal ein Stück! Zuerst stand ich ganz verduzt, dann warf ich mich in die Sofaecke auf die geborene Weise und lachte laut auf. Mein Onkel, der gut zwanzig Jahre älter war als ich, traute sich ein Stück zu, wozu mir in meinen Jahren schon der Mut fehlte! Ich wollte nun lustig weiter lachen, bekam es aber nicht mehr fertig, denn ich hatte kein unbekümmertes Herz; und wenn ich das Gesicht auch breit genug verzog, das Lachen blieb unterwegs stecken, und als ich mich nun so mit dem dämlichsten Gesicht von der Welt im Spiegel erblickte, sprang ich auf und ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab und erboste mich nicht schlecht und schlug auf den Tisch und sagte: „Er tut's, er ist dazu kapabel.“

Als Frau Bütow kam, kriegte sie natürlich aus mancherlei Ursache Schelte, und als ich sie zurechtgesetzt hatte, ging ich in den Klub und spielte L'hombre und sagte immer zu mir: „Das kannst du doch nicht leiden!“ — und spielte Solos, die gar nicht auf der Welt existierten, und verlor sie, und sagte dann wieder: „Du wirfst dir doch das Herz nicht abkaufen lassen!“ und nahm den Mohren und wurde kodille.

Und schließlich ging ich nach Hause und legte mich nieder, und wollte schlafen und konnte nicht. Ich ärgerte mich die ganze Nacht mit mir herum, denn lassen konnte ich von dem süßen Kind nicht mehr — sie hatte mir's angetan — und der heilige Christabend fiel mir ein, daß ich in meinem Leben keinen Tannenbaum aufpußen sollte, und wenn ich dann zu mir sagte: „Nur zu!“ — dann flogen mir alle meine Bedenken wie ein Hummelschwarm durch den Kopf, und vor meinen Augen stand immer ein großes Fragezeichen, und wenn ich mir dieses ausdeutete, dann hieß es immer: „Ja, will sie dich auch?“

Na, dies konnte ja nun niemand besser beantworten, als sie selber — das sah ich ein — und als nun der graue Wintermorgen in meine kalte Stube hereinschien, und es mir so durch die Knochen schauerte, als ich den Kaffee machte, da sagte ich: „Nun bin ich damit durch! Was sein muß, muß sein!“ — und sage zu Frau Bütow: „Frau Bütow“, sage ich, „gehen Sie zu Kaufmann Bohnsack und kaufen Sie mir ein Paar von den feinen, gelben Handschuhen, die die jungen Herren Advokaten immer tragen, wenn sie recht was vorstellen wollen, — aber recht gelbe!“

Gegen elf Uhr stak ich denn nun in meinem schwarzen Leibrock und schwarzen Hosen und blanken Stiefeln und in den neuen gelben Handschuhen, und ehe ich den Hut aufsetzte, stellte ich mich vor den Spiegel und sagte mit Recht: „Wie ist's möglich! Das hätte ich selbst nicht mehr geglaubt!“ Warf noch einen Blick in meiner Stube herum und sagte: „So wird's denn nun wohl hier nicht bleiben!“ Sah in meine alten Pantoffeln hinein, die vorm

Bett standen, und sagte: „Ihr werdet euch auch wundern, wenn's glückt, und wenn binnen kurzem ein paar kleine niedliche Pantöffelchen bei euch zum Besuch kommen.“

Ich gehe denn nun die Straße hinab und komm' an meines Onkels Matthias Tür vorbei und denke: „Erst mit aller Welt in Frieden, wenn man so einen Gang geht!“ — denn zu Mute war mir, als ginge ich den letzten Gang. Klopfe also an seine Tür und trete ein.

Na, ich habe schon viel gesehen in der Welt; ich habe mal gesehen, daß ein Kerl Feuer fraß; ich habe mal gesehen, daß einer Hechelweg fraß und schönes seidenes Band aus dem Halse heraushaspelte: aber so blau ist es mir in meinem Leben nicht vor den Augen gewesen, wie in dem Augenblick, wo ich an jenem Morgen meinen Onkel Matthias zu sehen bekam.

Da stand er in seiner Stube in demselben Aufzug wie ich, bloß daß sein schwarzer Leibrock ein grüner Jagdschnepel war, und daß seine gelben Handschuhe von Hirschleder waren, die meinigen aber von Schafleder, und daß sein weißer Schnurrbart wie ein paar klare Giszapfen rechts und links über den Mund herabhing, und daß der meinige nach oben aufgeschwänzt war und in allerlei verdammten Farben spielte.

„Onkel!“ rief ich, als ich hereinkam, und mein Hut rollte vor mir in die Stube hinein, so erschrak ich. — „Junge!“ rief er, „was willst du?“ — „Was willst du?“ rufe ich. — „Ich will das, was du nicht willst!“ sagt er. — „Ich will ja! und ich bin ja in diesem Aufzug bloß zu dir heraufgekommen, um dir zu sagen, daß ich nun fest bin, und wollte dich bitten, du solltest nur wieder mein lieber alter Onkel bleiben.“ — „Wolltest du das?“ sagte er und setzte sich in seinen Lehnstuhl und sah mir so nachdenklich in die Augen. „Na, dann will ich dir nur sagen, ich wollte auch in diesem Aufzug zu dir kommen und wollte dich ein bißchen erschrecken. Ich weiß es aus meiner Soldatenzeit: so ein bißchen erschrecken, das rüttelt den Menschen lieblich zusammen und rappelt ihn auf, denn dann kommt die Scham mit ins Spiel. Und, Junge“, sagte er und stand auf und legte mir die Hand auf den Arm, „ich will dir nicht im Wege stehen, und dir den weißen Bogen deines Glücks zerknittern, denn das kleine Mädchen ist für dich geboren, und das Mädchen ist gut!“ Und dabei kniff er mir den Arm mit seiner alten breiten Faust zusammen, daß ich dachte: wenn sie so ist, dann ist sie mehr als gut.

Mein Onkel ging nun hin und holte ein Glas von seinem alten Portwein und sagte: „Komm her, Junge, stärke dich erst! Wie willst du's denn anfangen?“ — „Ja“, sage ich, „wenn ich das wüßte!“ — „Setz mal das Bein hier auf den Stuhl“, sagt er. — „Was soll das?“ frage ich. — „Nichts“, sagt er und knöpft mir die Stege von der Hose ab, „mit einem Fußfall mußt du ja doch beginnen, und dies könnte dir die Hose zu stramm machen.“ — „Na“, sage ich, „du fängst gut an.“ — „Was sich gehört, gehört sich“, sagt er. „Ich selbst habe das niemals durchgemacht, aber ich habe es immer auf Bildern gesehen. Aber was sagst du nur? Wart! ich will dir unter den Arm greifen!“ Und dabei riß er hastig seine Kommode auf und kramte in der Schublade herum, worin er seine heiligsten Schätze hatte. Und richtig, da kam er mit seinem Stammbuch zum Vorschein. Dies geschah nur selten, und wenn er's anrührte, tat er es nur abends, wenn alles so recht still war. Dann zog er sich erst reine Wäsche und sein bestes Zeug an und setzte rechts und links ein paar Lichter auf den Tisch, schlug tief in Gedanken Blatt für Blatt um, las alle Verse und hielt mit schwarzen Kreuzen das Totenregister in Ordnung.

Am anderen Morgen war er dann sehr weichmütig, und das letztemal kam er zu mir herum und sagte: „So viel ich weiß, lebt nur noch einer; das ist Christian Büniger, des alten Schneiders Büniger Sohn, der mit meinen Eltern Haus an Haus wohnte. Man sagt ja, er soll Torschreiber in Parchim sein, und wenn mir Gott das Leben läßt, dann will ich ihn diesen Sommer besuchen.“

„Hier!“ sagte er, als er diesmal das Stammbuch herausgeholt und auf den Tisch gelegt hatte; „hier setz dich und suche dir einen Vers aus und lerne ihn auswendig. Es stehen welche drin, die kannst du zu unserem Herrgott im Himmel beten — dann wird sich auch wohl einer für das beste Mädchen auf Erden finden.“ — „Onkel“, sagte ich und nahm das Stammbuch in die Hand und blätterte darin herum, „ich weiß, was ich tue: ich rede so, wie es mir ums Herz ist, und mir ist's heute Morgen ganz besonders ums Herz.“ — „Auch gut, mein Junge“, sagte mein Onkel, „und vielleicht noch besser! Aber dann mache jetzt auch! Und warte“, setzte er hinzu, als ich mich zum Gehen wandte, „dir hängt ja das weiße Band vom Vorhemd eine halbe Elle über den Buckel!“ — und gab mir seinen Segen und stopfte das Ende Band unters Halstuch. „So, nun geh mit Gott!“

Ich ging nun; aber als ich aus der Haustür kam, da hustete etwas über mir, und als ich hinauffah, da lag mein Onkel Matthias im halbgeöffneten Fenster und nickte und blinzelte mir zu, und jedesmal, wenn ich in der langen Straße mich umsah, da nickte er und wehte mit seinem rotbunten Taschentuch aus dem Fenster heraus, daß mir angst und bange wurde, die Leute möchten merken, wovon zwischen uns die Rede war.

Nun könnte ich hier eine Geschichte erzählen, werde mich aber wohl hüten. So glatt, wie es in den Romanen steht, geht so eine Angelegenheit in der Wirklichkeit nicht ab. Unter hundert machen neunundneunzig auf diesem Gang die spaßigsten Dummheiten, und wenn auch alle hundert als die glücklichen Bräutigams zurückkommen, werden doch die neunundneunzig zu sich sagen: „Gebe der liebe Gott, daß wir nicht wieder in die Lage kommen; sollten wir aber zum zweitenmal die Sache übernehmen, dann wollen wir's klüger anfangen.“ — Gott lasse mich nicht wieder in die Lage kommen!

Nach etwa anderthalb Stunden kam ich denn wieder zurück, glücklich bis unter den Hut, und mag auch wohl danach ausgesehen haben; und da ich mir in meinem einsamen Junggesellenleben die törichte Mode angewöhnt hatte, mit mir selber zu sprechen, so kann ich jetzt, wo ich bei ruhiger Besinnung bin, den Leuten es nicht verdenken, wenn sie mir, als ich die Straße entlang kam, ein bißchen aus dem Wege gingen und mir scharf nachsahen, ob meine Beine wohl ebenso deklamierten wie meine Hände. Als ich nun noch so an die drei Ruten von meines Onkels Hause entfernt war, stürzte er mir schon entgegen und fiel mir um den Hals, denn er hatte die anderthalb Stunden lang hinter der Haustür gestanden und auf mich gewartet. Und er rief: „Halt deinen Mund! Halte deinen Mund! Ich weiß alles; und wann wird die Hochzeit sein?“ Ich winkte ihm zu und sagte: „So schweige doch still! Zum wenigsten auf der Straße!“ — faßte ihn unter den Arm und zog ihn mit nach meinem Hause; doch als wir da hereinkamen und Frau Bütow gerade zu Mittag deckte, da konnte er sich nicht länger halten, da spielte sein ganzes Herz Solo-Couleur, und als die Frau ihn ansah, da leuchteten aus seinen Augen lauter Trümpfe, und er zeigte mit dem Daumen über die Schulter auf mich hin und sagte: „Sehen Sie da, Frau Bütow: da steht er — mein Schweftersohn! Ist nun

auch ein Bräutigam, so gut wie einer!" Und als nun die Frau kam und gratulierte und wissen wollte, wer die Glückliche sei, hatte ich wieder genug abzuwinken, und als sie weg war, sagte er, und sah mich dabei sehr verquer an, ich wäre ein Heuchler, ein sehr verstockter, und es wäre ein Zeichen von einem schwarzen Herzen, daß ich solch ein Glück so lange verschweigen könnte.

Ich mußte mich nun hinsetzen und ihm die Sache erzählen; da wurde er denn nun wieder freundlicher und nickte mit dem Kopf und sagte: „Schön!“ — und dann mal wieder schüttelte er den Kopf und sagte, dies wäre nicht ganz nach seinem Sinn; und als ich auferzählt hatte, stand er auf und machte ein Gesicht, wie der Himmel in der Heuernte, wenn er nicht recht weiß, ob er die Sonne scheinen oder regnen lassen soll; er schüttelte und nickte, und nickte und schüttelte, und sagte endlich, er für sein Teil hätte es doch ein ganz Teil besser gemacht; und dann fragte er, bei welchem Verse dieses Kapitels ich denn den Fußfall angebracht hätte. Ich mußte ihm nun gestehen, daß dieser gar nicht zum Vorschein gekommen sei. Da nahm mein Onkel Matthias seinen Hut und sagte: „Dann wünsche ich dir wohl zu speisen! Und halte dich an das, was du hast; was nachkommt, heißt der Wolf. Du hast viel zu zeitig gekräht; die Sache ist noch lange nicht in Richtigkeit: ein Fußfall gehört zu jeder Verlobung, und die Sache ist nicht gültig, wenn sie nicht mit den beiden Knien unterfiegelt ist. Mich wenigstens soll es gar nicht wundern, wenn der Kram in den nächsten Tagen auseinandergeht. Ein anderes Mal folge meinem Rat!“ Damit ging er.

Trotzdem fing aber für mich eine wunderschöne Zeit an, eine wunderschöne Zeit! Ich könnte auch hiervon wieder viel erzählen, werde mich aber wohl hüten. Die höchste Freude und das tiefste Leid muß man nicht jedermann auf die Nase binden; und wenn ich nun auch gerne glaube, daß alle diejenigen, die das lesen, manierliche und ernsthafte Leute sind, einer oder der andere Hansquast könnte doch mit dazwischen laufen und könnte auf meine Kosten seinen Poffen damit treiben, und das müßte mich denn doch sehr verdrießen.

Aber zu jedem richtigen Honigluchen gehört ein kleines bißchen Pfeffer, und daran sollte es mir nun denn auch nicht fehlen. Zuerst streute mein Onkel Matthias ab und zu ein kleines Körnchen daran; doch als er sah, daß die Sache von Bestand war, und als er selbst auf einer Visite bei der Verwandtschaft meiner Braut gewesen war und sich dort auch zu seiner Zufriedenheit vom Fischkochen überzeugt hatte, da sparte er sein Gewürz und griff tief in seinen Honigtopf — zu tief sage ich! — denn nun malte er allen Leuten, die ihn hören wollten, mein Glück so tief vor, daß in meinem Honigmond bald so viele Fliegen summten, daß ich mich nicht zu bergen wußte, und daß bald so viele lustige Geschichten von mir im Schwunge waren, als wäre ich bloß zum Vergnügen für alle Welt ein Bräutigam geworden. Ich wurde gehänselt, wo ich mich sehen ließ. Auf fünf Schritte schon grinste mich jeder Hansnarr auf der Straße an, und wenn ich dann fragte, was da zu grinsen wäre, dann sagten sie alle, wie wenn sie sich verabredet hätten: „Oh, nichts nich!“ Kam ich mal des Abends in meinen alten Dämekklub — denn das hatte ich mir gleich vorgenommen, diese Gesellschaft wollte ich unter keinen Umständen aufgeben, erstens, weil sie meiner Gemütsart sehr zusagte, und zweitens, weil ich sie für sehr zuträglich für meine Bildung hielt — na, wenn ich also da mal hingeriet, dann gab es ein Flüstern und ein Tuscheln und ein Anstoßen: der eine winkte ganz von ferne mit dem Tulpenstengel, und der andere ganz in der Nähe mit dem Zaunpfahl, und Geschichten erzählen sie sich, was der vor der

Hochzeit gesagt hätte, und was der nach der Hochzeit gesagt hätte, und was der Schäfer zu seinem Hund gesagt hätte; und wenn ich dann ärgerlich wurde und fragte, was sie damit sagen wollten, und ob das Spizen auf mich sein sollten, dann sagten sie alle: „Gott bewahre! Wir meinen man.“ Und wenn ich nun des Abends aus diesen Gründen nicht in den Dämekklub ging, dann machte Frau Bütow ihre liebe Pfeffermühle auf und stäubte mir immer ganz kleine, feine Priesen in die Nase und in die Augen, ob das so sein sollte? Sie mußte auch nicht, wie ich das jetzt haben wollte. Und sie wäre eine alte Frau und hätte in ihrem Leben schon vielen Herren aufgewartet, aber noch keinem, der im Brautstand gewesen wäre; ich sollte deshalb Geduld mit ihr haben, denn jetzt käme ja die Sache bald ganz anders. Und was das Zeugreinmachen anbeträfe, da gäbe sie mir ganz recht, das wäre für meine Braut nicht gut genug, denn wie sie nur gehört hätte, wäre die wie eine Prinzessin aufgezogen und hätte ihr Leben lang keinen Finger in kaltes Wasser gestippt; aber ihre Augen wären für jede Daune auf dem Rock schon zu alt. Und wenn meine Braut mich nächstens mal besuchen wollte, so könnte sie das ja tun; sie für ihre Person hätte nichts dagegen, und über die Spinnweben am Boden und den Staub auf der Kommode würde sie ja nicht fallen, und an dem kleinen Privatmüllhaufen, den sie sich zu ihrer Bequemlichkeit in der einen Ecke ihrer Stube angelegt hätte, würde sie sich ja auch wohl nicht die Beine verstauchen. Und wenn ich des Abends Feuer haben wollte, dann könnte ich es ja nur sagen — sie würde das ja auch nicht. Sonst wäre ich ja immer in den Dämekklub gegangen, warum denn jetzt nicht? — Und dann setzte sie sich vor das Ofenloch und pustete und pustete, und die Kohlen glühten ihr auf die dicken Pustbacken, daß ich nicht anders konnte: wenn ich sie ansah, mußte ich immer denken: „Gott verzeihe mir die schweren Sünden! Ich weiß recht gut, daß dies meine Frau Bütow ist und eine christliche Weberwitwe — warum muß ich denn bei ihr immer an die hohen Herrschaften denken, die tief, tief unter uns wohnen an einem Ort, wo es sehr heiß sein soll; und warum fällt mir bei ihrem Pusten immer ein, daß möglicherweise an jenem Ort auch einer sitzt, der Kohlen anpustet, um mein schönes Ehestandsglück doch ein bißchen anzuwärmen?“

Hieraus kann jeder entnehmen, daß bei mir die Bedenken noch nicht alle zum Fenster hinausgeschmissen waren. Und sie sollten noch ärger werden, als ich eines Nachmittags von meiner Braut kam und die Straße entlang ging.

Auf der Straße hörte ich nämlich schon von ferne großen Lärm; die Leute sahen aus dem Fenster, und vor der einen Haustür hatte sich schon ein kleiner Haufen von Menschen zusammengefunden, die nach der Hausdiele hinaufsahen. Wie ich nun gerade an der Tür vorbeigehen will, fährt Kürschnermeister Obst über seine halbe Haustür hinüber, wie wenn eine Billardkugel über die Bande gesprengt wird, und setzt sich mit seinen vier Buchstaben in den Kinnstein. — „Mein Gott! Gevatter!“ sagt sein Nachbar Grün, was machst du da?“ — „Je, das sage man mal!“ sagt der Kürschner. „Meine Frauenzimmer haben mich 'rausgeschmissen.“ — „Warum denn aber?“ fragt der andere. — „Gevatter“, sagt der Kürschner und rappelt sich empor: „Das will ich dir sagen: meine Frau will, was ich will, und das will ich nicht.“

Weil mich nun diese Geschichte nichts anging, so gehe ich weiter und denke so bei mir: ist doch ein närrischer Spruch! Was der Kerl wohl damit meint? „Meine Frau will, was ich will, und das will ich nicht.“ — Sollst deinen Onkel Matthias mal darum fragen.

Ich gehe nun also zu ihm 'rauf und erzähle ihm die Sache und sage

ihm den Spruch und frage: „Onkel, was meint der Kerl damit?“ — „Je“, sagt er und geht nachdenklich in der Stube auf und ab, „und der Kerl war von seinen Frauenzimmern 'rausgeschmissen, sagst du?“ — „Ja, er sagte es ja selber.“ — „Und im Kinnstein saß er?“ — „Ja, darin saß er.“ — „Na“, sagt mein Onkel nach einigem Bedenken, „dann wird es wohl auch seine Richtigkeit haben, dann hat ihn wohl auch seine Frau hinausgeworfen, und dann hat der Spruch auch seine richtige Bedeutung, dann heißt er: Meine Frau will Herr im Hause sein, und ich will auch Herr im Hause sein, und dem Willen meiner Frau, dem will ich nicht nachgeben. Aber,“ setzte er hinzu, „wenn sie im Hause gestanden, und er vor dem Hause im Kinnstein gegessen hat, dann wird sie wohl Herr im Hause sein.“

Ich weiß nicht, mir wurde nach diesem Gespräch so verdrießlich und beängstigend zu Sinn; von dieser Seite hatte ich mein Vornehmen noch nicht ins Auge gefaßt. „Onkel“, sagte ich, „du kennst mich doch und kennst sie ja auch, was meinst du denn wohl, wer wird von uns beiden wohl Herr im Hause sein?“ — „Ja“, sagt er, „sie sieht mir gar nicht danach aus, als möchte sie gerne vor der Haustür im Kinnstein sitzen, ich glaube, sie bleibt lieber drinnen.“ — „Den Teufel auch!“ sag' ich. — „Na, so arg“, sagt Onkel Matthias, „wird sie es ja wohl nicht machen; aber so ein „liebenswürdig, weiblich Regiment“ — wie die Leute es nennen — wird sie wohl über dich ergehen lassen; du wirst wohl ein bißchen stramm an ihr Schürzenband angebunden werden, und wie klein die Hinterflecken an ihren Pantoffeln sind, wird man dir nachher wohl vom Pelz ablesen können.“ — „Bange machen gilt nicht!“ sag' ich, „ich werde sie mir nach der Hochzeit beim ersten Scheffel Roggen gemöhen.“ — „Darauf verlasse dich nur nicht!“ sagt mein Onkel; „kennst du nicht das Sprichwort:

Vör de Hochtide mößt' du s' wenn'n;
Nah de Hochtide is 't tau Enn'?

„Ne“, sage ich, „das ist mir ganz was Neues!“ — und machte ein Gesicht dazu, als hätte mein Onkel mir erzählt, man hätte mich zum Papst gemacht. — „Na, dann setze dich!“ sagt er, „ich will dir eine Geschichte erzählen.“ — „Erzähle!“ sage ich. „Aber deine Nutzenwendung laß weg! Dazu bin ich schon zu alt.“ — „Keine Bange!“ sagt er. „Die Nutzenwendung wird deine liebe Frau wohl übernehmen, wenn du meinem Rat nicht folgst.“

Ich setzte mich also neben meinen Onkel, und er fing an zu erzählen:

In Rumpelmannshagen, wo ich meine ersten Lehrjahre als Landmann durchgemacht habe, wohnten damals zwei junge schmucke Burschen; der eine hieß Wolf und war der Schmied im Dorf; und der andere hieß Kiebitz und war der Müller. Der Schmied war ein pfiffiger Kopf und verstand seinen Kram, der Müller war nur dumm, hatte aber Geld. Na, mit der Zeit ging im Dorfe das Gerede: „Gevatterin, hast du schon gehört? Der Schmied und der Müller gehen beide nach des Schulzen Fik und Marik, und sie sagen ja, die Hochzeit sollte schon zu Martini sein,“ — und so kam es auch, sie heirateten beide zu Martini, und der alte Schulz rüstete eine Hochzeit aus, die konnte sich sehen lassen, und wir jungen Leute vom Hofe waren auch dazu gebeten, und ich weiß noch wie heute, wie lustig es herging, denn unser Schreiber Ludwig Broockmann, stülpte mir gegen Morgen eine Schleifkanne voll Doppelbier über den Kopf und sagte, als ich falsch wurde: es sollte ja nur Spaß sein.

Nach der Hochzeit war denn nun alles ein Herz und eine Seele; aber das dauerte auch nur eine Zeitlang, dann munkelte man im Dorf: „Gevatterin,

hast du schon gehört? Die Müllerfrau schlägt ihren Mann.“ Und so war es auch. Eines Sonntag Nachmittags kommt der Müller zum Schmied, der sitzt im Krug und spielt Solo, und der Müller sagt: „Na, was dir heute abend passiert, das weiß ich auch.“ — „Wieso?“ fragt der Schmied und steht auf und geht mit seinem Schwager heraus. — „Na,“ sagt der Müller, „verstelle dich nur nicht! Wir beiden haben uns schön vermietet.“ — „Wenn du meine Frau meinst,“ sagt der Schmied, „dann muß ich dir sagen: ich habe eine gute Mieterin.“ — „Ja,“ sagt der Müller, „wenn sie nicht zu Hause ist.“ — „Komm mit!“ sagt der Schmied. „Ich habe gestern Schweine geschlachtet und du weißt, meine Frau ist gerne Schwarzsauer. Ich will dir den Beweis geben.“ — Sie gehen also nach des Schmieds Hause und als sie davor stehen, ruft der Schmied: „Fiken!“ — seine Frau sieht aus dem Fenster und fragt: „Was soll ich?“ — „Fiken“, sagt der Schmied, „nimm mal die große Schüssel mit Schwarzsauer und schmeiß sie mir mal hier nach der Straße 'raus.“ — „Was?“ fragt seine Frau. — „Du sollst die Schüssel mit Schwarzsauer nach der Straße herausschmeißen.“ — „Gleich!“ sagt Fiken, und hast du nicht gesehen, fährt die Schüssel über die halbe Tür herüber wie heute morgen der Kürschnermeister. — „Recht so!“ sagt Schmied Wolf. „Und nun, Fiken, schmeiße uns den Topf mit dem anderen Schwarzsauer auch noch 'raus.“ Das geschieht denn nun auch, und der Schmied sagt: „Schön, Fiken! und laß dir die Zeit nicht lang werden, wenn ich heute abend spät nach Hause komme.“

Damit geht er mit dem Müller nach dem Krug zurück und fragt ihn: „Na? Hast du's nun gesehen?“ — „Ja,“ sagt der Müller, „die ist echt. Wie hast du dies angefangen?“ — „Auf eine ganz einfache Weise,“ sagte der Schmied. — „Hast du sie eingesperrt?“ — „Nein!“ — „Hast du sie geprügelt?“ — „Nein, auch nicht!“ — „Na, wie hast du's denn gemacht?“ — „Das will ich dir sagen,“ sagt der Schmied. „Als wir noch Brautleute waren, da sah ich ihr's ab, von welchem Stück Zeug sie wohl am meisten hielte, und da fand ich denn, daß dies ein kleines hübsches rotseidenes Tuch war, und als sich mal die Gelegenheit gab, daß wir Frühstück gegessen hatten, und der Tisch ein bißchen mit Gänsefeschmalz beschmiert war, da wischte ich mit ihrem schönen Tuch den Tisch ab. Na, nun kannst du dir denken, wie sie auf mich losfuhr, ich aber faßte sie rundum und sagte: „Fiken, du hast mich ja! Was ist an so einem Tuch gelegen? So ein Tuch kriegst du wohl wieder; aber einen, der so viel von dir hält, wie ich, den findest du niemals.“ — Na, sie gab sich denn nun auch, und als wir in Teterow zum Königsschuß waren, gewann sie einen Topf, einen schönen Topf, und als sie sich so recht dazu freute, da nahm ich den Topf und spielte so gedankenlos damit, und schmiß ihn — baff! auf den Stein! Nun fing sie denn ein bißchen zu weinen an; aber ich küßte sie und sagte: „Laß sein, Fiken,“ 's ist besser, daß der Topf entzwei gefallen ist, als daß ich mir was entzwei gefallen habe, denn ich soll uns unser Leben lang das Brot verdienen!“ Na, zuletzt brach ich ihr noch drei Zähne aus dem Kamm; da lachte sie aber schon und sagte: „Mich soll doch wundern, ob du mir zum Teterowschen Herbstmarkt einen neuen wiederschenkst.“ Na, das geschah denn nun auch, und so ist es denn auch geblieben; sie ist mit allem zufrieden. — Aber ich muß hinein und muß meinen Solo spielen.“

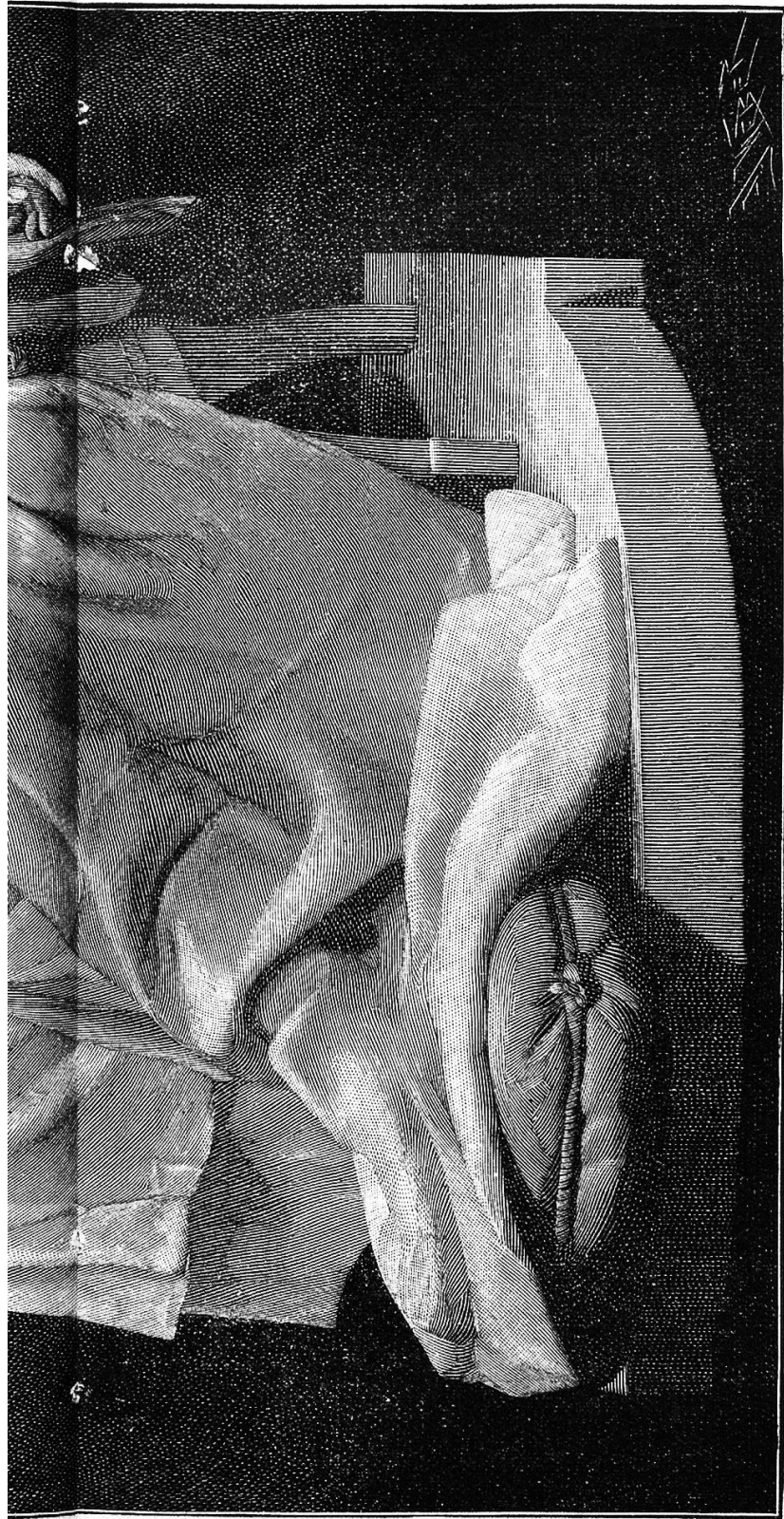
Der Schmied ging also in die Stube und spielte Solo, aber nach einer halben Stunde kam der Krugwirt herein und sagte: „Schmied, komm 'raus! Müller Kriebitz steht draußen und sieht schändlich aus.“ — Schmied Wolf geht also 'raus und trifft denn nun seinen Schwager mit einem zerschlagenen Ge-

sicht und einem dicken Auge, und erschrickt nicht schlecht und fragt: „Schwager Riebig, was hast du denn nun?“ — „Ja, das sage man mal!“ sagt der Müller, „das kommt von deinem verfluchten Geschichtenerzählen.“ — „Wieso?“ fragt der Schmied. — „Ja, frage noch lange!“ sagt der Müller; „ich hatte deine dämliche Geschichte gut genug behalten, und denke so bei mir, was bei der einen Schwester geholfen hat, kann ja bei der andern auch helfen: probieren kannst du' s ja wenigstens. Ich gehe also nach Hause, und meine Frau steht vorm Spiegel und macht sich die Haare zurecht zum Kaffeeklatsch bei der Holländersfrau, und auf dem Tisch liegt ihre beste Haube, und ich sage zu mir: „Dies trifft sich mal glücklich!“ und nehme die Haube und denke bei mir: „wenn du sie nun in die Waschschüssel in das schmutzige Seifenwasser stippst, dann kann sie gut werden.“ Na, ich tu es, und sie sieht ja wohl meine Anstalten im Spiegel, und ehe ich mich noch auf was gefaßt gemacht habe, fährt sie mir ins Gesicht und als ich sage: „Marik, du hast mich ja, und eine Haube kriegst du leicht wieder!“ — da ruft sie: „Ja, ich habe dich! Und für die Haube sollst du dein richtiges Teil auch kriegen! — Und sieh,“ sagt der Müller und zieht seine Hand vom dicken Auge weg, „so hat sie mich zugerichtet, und das um deine verdammte Geschichte!“ — „Du Dummbart!“ sagt der Schmied, „habe ich dir nicht gesagt, ich hätte dies Stück vor der Hochzeit gemacht? Was vor der Hochzeit hilft, hilft nicht nach der Hochzeit.“

„Und das ist die Geschichte, mein Sohn,“ sagte mein Onkel Matthias und stand auf, „und wenn du klug bist, dann kannst du dich danach richten.“

Ich stand ebenfalls auf und stellte mich ans Fenster und ließ mir die Geschichte durch den Kopf gehen und drehte mich dann endlich um und sagte: „'ne dämliche Geschichte, Onkel! Du hast sonst schon bessere Geschichten erzählt.“ — „Ja,“ lacht der Alte, „weil ich dir sonst die Nutzenanwendung gleich mitgab, und hier sollst du sie suchen.“ — „Du wirst doch nicht glauben,“ sag' ich, „daß ich die Haube meiner Braut in eine Waschschüssel stippen und mit ihrem seidenen Tuch den Tisch abwischen werde?“ — „Du kannst es ja mal probieren,“ lachte der alte Spitzbube. — „Na,“ sag' ich, „das fehlte mir gerade noch; dann wäre ich fertig.“ — Der Alte schmunzelt immer so vor sich hin, und wie ich so bei mir denke: alte Leute sind wunderbar, wenn's regnet, fahren sie ins Heu — da sagt er: „Junge, wie alt bist du eigentlich?“ — Von meinem Alter mochte ich nun in meiner Bräutigamszeit nicht recht was hören, und ich denke bei mir: Aha! fängst du schon wieder mit dem Pfeffer an? und frage: „Warum meinst du!“ — „Oh, ich meine man.“ — „Dann laß dir sagen,“ sag' ich etwas scharf, „ich bin am letzten siebenten November einundvierzig gewesen.“ — „Also, durch die vierzig bist du durch?“ — „Ja,“ sag' ich, „ist dir das vielleicht nicht recht?“ — „Meinetwegen!“ sagt er. „Mir fällt dabei nur das Sprichwort ein: wer in den zwanzigen nicht schön ist, in den dreißigen nicht stark, in den vierzigen nicht klug und in den fünfzig nicht reich, der kann's nur sein lassen, aus dem wird nichts. Und du scheinst mir in den vierzigen noch nicht klug zu sein.“ — „Onkel Matthias,“ sagte ich und richtete mich straff empor, „wer mich für dumm kauft, der wird betrogen.“ Und dabei muß ich wohl ein sehr dämliches Gesicht gemacht haben, denn mein Onkel lachte und sagte: „Und kannst bei alledem für dich keine Nutzenanwendung aus der Geschichte finden? Junge, das ist ja nur ein Gleichnis! Was der Schmied mit dem Tuch und dem Topf und dem Ramm ausgeführt hat, das paßt nicht für dich, das weiß ich wohl. Du mußt natürlich etwas anderes anstellen. Zum Exempel: Traust du dir wohl zu, in deinem Alter noch vor der Hochzeit so





Nächstenliebe. Gruppe von Joseph Kassin im Bettina-Pavillon des Elisabeth-Spitals zu Wien.

Zum dauernden Andenken an seine vor einigen Jahren im blühenden Alter verstorbene Gemahlin Bettina stiftete Albert Freiherr v. Rothschild mit der Widmung von 1 Million Kronen im Wiener Elisabeth-Spital einen mit den modernsten Einrichtungen ausgestatteten Pavillon zur Pflege von schwererkranken Frauen. Die Regierung, unter deren Verwaltung das Spital steht, führte nicht bloß den Bau und die Einrichtung des Bettina-Pavillons aus, sondern sorgte auch auf Anregung des künftigen Statthalters Grafen von Kielmansegg für dessen künstlerischen Schmuck durch Aufstellung der den Zweck der Stiftung veranschaulichenden Gruppe „Nächstenliebe“ von Josef Kassin. Eine der edelsten Formen, in denen sich die Nächstenliebe äußert, ist die Pflege der Kranken und die Fürsorge für diese Pflege. Die praktische Betätigung der Nächstenliebe ist in der Kassin'schen Gruppe in sprechender Weise zum Ausdruck gebracht: Eine einfache Krankenwärterin beugt sich in einem liebevoller Teilnahme zu einer in einem Lehnstuhl ruhenden kranken Frau aus dem Volke.

Die Lebensgröße, in Carraramarmor ausgeführte Gruppe wirkt durch ihre realistische Durchführung und durch die ergreifende Schlichtheit des Motivs. Im Treppenhause des Pavillons stehend, kündet sie dessen Bestimmung an.

Josef Kassin wurde 1858 zu St. Ruprecht geboren. Er erhielt seine künstlerische Ausbildung an der Wiener Akademie der Künste unter Rundmann. Für die Gruppe „Samson und Delila“ erhielt er den Rompreis. Er schuf u. a. die auf der Klagenfurter Stadtpfarrkirche stehende Kolossalstatue des heil. Michael, das Denkmal des Komponisten Herbed in Börschach, die Sanjovino-Statue am Prager Künstlerhaus, eine in Kupfer getriebene Viktoria auf der Altäre der Wiener Hofburg, die im Arbeitszimmer des Kaisers stehende Statuette eines Landknechts, die Beethoven-Gedenktafel im Gedenktal unweit Baden bei Wien. Wegen ihrer scharfen Charakteristik geschätzt sind seine Portraitbüsten. Kassin hat einen ausgesprochenen Zug ins Monumentale. Er gehört zu den wenigen Bildhauern, die neben dem Modellierholz auch den Meißel zu führen verstehen, was ihm namentlich bei der Herausarbeitung seiner Portraitbüsten zu statten kommt.

ein Stück drei schöne dumme Streiche aufzuführen?“ — „Dumme Streiche?“ — „Dumme Streiche!“ sagt mein Onkel, und ich gehe nun in der Stube auf und ab und überlege mir die Sache und drehe mich endlich um und sage: „Ja, ich glaube, Onkel, ich kriege in aller Geschwindigkeit noch ein paar zurecht.“ — „Dann mache sie!“ sagt mein Onkel. — „Und du meinst, ich werde dadurch Herr im Hause bleiben?“ — „Mein Sohn, ich glaube das. Dumme Streiche — nicht schlechte! Sieh, wenn sie dann anfängt zu schelten, dann fall ihr um den Hals und küsse sie recht tüchtig und sage: laß nur sein, laß nur sein! Sieh über die Geschichten weg, sieh lieber auf mein Herz, das gehört dir und schlägt für dich von nun an bis in alle Ewigkeit. — „Und dann, Junge,“ setzte er hinzu, „dann kannst du ja auch noch den Fußfall anbringen, denn du magst sagen, was du willst: der gehört nun einmal dazu.“

Ich überlegte mir die Sache nun hin und her und sagte dann endlich zu mir: „Er ist dein Mutterbruder; da sollst du ihm doch darin zu willen sein und ein paar machen!“ Und ich machte sie auch richtig.

Ich könnte nun hier die Geschichten erzählen, die ich angestellt habe, werde mich aber wohl hüten. Das Unglück könnte seinen Gang nehmen, und die Erzählung könnte meiner Frau in die Hände fallen, und sie könnte möglicherweise merken, daß alle diese Stückchen abgekartet waren, und daß sie in ihrer Güte angeführt worden ist, und sie könnte sagen: „Halt! Dieses Spiel gilt nicht, du hast mit Fisematenten gespielt. Ich will mal die Karten mischen. So! Die Vorhand nehme ich, und jekt nur 'raus! Bediene mir diesen und bediene mir jenen! Und nun wollen wir mal sehen, ob du aus dem Schneider bist!“

Aber manchmal, wenn sie jekt so als meine Frau still und fleißig um mich herumgeht und überall für mich sorgt, und mir in ihrer Freundlichkeit nachguckt, dann denke ich doch so bei mir: „Schäme dich, daß du mit Hinterlist zu Werk gegangen bist!“ Und ich sagte neulich zu meinem Onkel: „Weißt du was? Ich erzähle ihr, wie es mit den dummen Streichen vor der Hochzeit zusammenhängte.“ — „Plagt er dich?“ rief mein Onkel. „Jeder rechtschaffene Kerl muß ab und zu einen guten dummen Streich oder einen guten Witz machen; aber er darf sie nicht selbst weiter erzählen, denn dann verlieren sie alle beide ihre Kraft. Ihr lebt ja glücklich, damit sei zufrieden!“ — „Ja“, sag ich, „das sagst du; aber mir ist manchmal so zumute, als wenn wir noch glücklicher leben könnten, wenn sie das Regiment hätte.“ — „Mein Sohn,“ sagte mein alter Onkel Matthias und legte mir die Hand auf die Schulter, „all das Glück, das auf dieser Erde möglich ist, fällt niemals in eine Hand, begnüge dich mit dem, was du hast. Und was den Ehestand anbetrifft — hast du den alten Jochen Schmitt noch gekannt? Den alten Jochen Schmitt meine ich, der mit seiner alten Frau achtzig Jahre alt wurde, und dann mit ihr zusammen an einem schönen Sommersonntagmorgen begraben wurde. Na, der sagte mal zu mir — denn ich selbst verstehe nichts von der Sache — „Herr Wachtmeister,“ sagte er, „der Ehestand ist wie ein Apfelbaum: da sitzt einer drinn und pflückt und pflückt; aber die schönsten und rotesten Äpfel sitzen in der Spitze — an die langt niemand heran, denn dazu sind die Menschen von Natur zu kurz. Wenn nun einer unverständlich ist und mit Gewalt die Äpfel kriegen will, dann holt er sich eine Stange und schlägt die schönen Äpfel herunter, aber auch zu nichte, und schlägt dabei die Zweige ab, woran die besten Trageknospen für die Zukunft sitzen; der vernünftige Mann läßt sie ruhig sitzen und wartet bis auf den Spätherbst, dann fallen sie ihm von selber in den Schoß, und dann schmecken sie viel süßer.“ — „Und darum, Junge,“ setzte mein alter

Onkel hinzu, und sein altes ernsthaftes Gesicht sah so recht treuherzig aus, „schlage deine roten Äpfel nicht vor der Zeit vom Baum und warte bis zum Spätherbst — bis zu dem deinigen währt es ja nicht lange mehr — und wenn du deiner Frau den letzten schönen Apfel bringst, dann erzähle ihr auch die Geschichte von deinen dummen Streichen vor der Hochzeit — dann sollst du sehen, dann freut sie sich darüber.“

Vorliegende Erzählung gibt eine Probe von der hochdeutschen Ausgabe von Fritz Reuters Meisterwerken, welche Dr. Heinrich Conrad soeben bei Robert Luz in Stuttgart erscheinen läßt. Der urwüchsigste und vollstündlichste Humorist Deutschlands wird damit auch denjenigen, welche nicht Plattdeutsch verstehen, genießbar gemacht. Bd. I enthält neben „Wie ich zu 'ner Fran kam“, die weit größere, auch originellere Erzählung „Aus der Franzosenzeit“, Bd. II „Aus meiner Festungszeit“. Im ganzen umfaßt die Ausgabe 6 Bände zu M. 1.20. Wir empfehlen sie unsern Lesern angelegentlich; sie ist eine Quelle köstlichen Humors. D. R.

O bleibe treu den Toten!

O bleibe treu den Toten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Toten,
Die lebend dich geliebt!

Sie starben; doch sie blieben
Auf Erden wesenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen schloß.

Indessen du dich herzlich
In Lebenslust versenkst,
Wie sehnen sie sich schmerzlich,
Daß ihrer du gedenkst.

Sie nahen dir in Liebe,
Allein du fühlst es nicht;
Sie schaun dich an so trübe,
Du aber siehst es nicht.

Die Brücke ist zerfallen;
Nun mühen sie sich bang,
Ein Liebeswort zu lassen,
Das nie hinüberdrang.

In ihrem Schattenleben
Quält Eins sie gar zu sehr.
Ihr Herz will dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.

O bleibe treu den Toten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Toten,
Die lebend dich geliebt!

Theodor Storm.

Durch Amerikas Italien.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Unsere nächste Station ist Querétaro — weltberühmt geworden (oder wohl mehr -berüchtigt!) — durch den tragischen Schlußakt jenes historischen Dramas, das der kühne Versuch heraufbeschwor, auf die alte Manufaktur ein europäisches Kaiserreich aufzubauen. Und wahrlich! Welche Gedanken mögen das Hirn des unglücklichen Fürsten durchzuckt haben, als er hier von seiner mit raffinierter Grausamkeit ausgesuchten Richtstätte, den drei Steinen auf dem alten Festungswalle, einen letzten Blick auf das einzig schöne Panorama der türme- reichen, schimmernden Stadt warf, ein Bild, das die Summe der landschaft- lichen Reize des Landes zu verkörpern schien, das zu beherrschen ihm ein grau- fames Geschick verwehrte?! Unsere Augen hängen trunken an dem groß- artigen Landschaftsbilde, um sich bald nicht minder an den hervorragenden Bauwerken der Stadt zu weiden. Die bedeutendsten sind der Bundes- oder Federal-Palast mit seinem herrlichen Säulenhof, das spanische Kolonialhaus